

Nr. 107. Bydgoszcz/Bromberg, 12. Mai 1938

Im Kino fing es an..

Roman von Hugo M. Kritz.

(12. Fortsetzung.) ———

„Mit anderen Worten, Sie rechnen bestimmt damit, daß ich demnächst als mausetoter Mann vor einem Kamin liegen werde als Opfer meiner mangelnden logischen Erkenntnis?"

„Nicht gerade mausetot. Aber daß irgend etwas passieren wird, glaube ich bestimmt."

„Ich nicht. Es gibt keine Ereignisse, die sich so ankündigen. Das ist Hollywood."

„Das ist eben nicht Hollywood."

„In diesen amerikanischen Filmen ist immer alles wirklich. Die Frau ist wirklich tot. Kilian ist wirklich ein Schurke, es wird wirklich auf mich geschossen, alles mit tiefem Ernst, ohne Zufälle, ohne jedes beiläufige Zusammentreffen von Umständen, was so im Leben die tatsächlichen Ereignisse erst hervorruft. Glauben Sie mir, das Leben ist viel unwirklicher als der Kintopp. Und darum ist Ihre Logik vielleicht filmisch richtig, aber nicht für das Leben. Dann müßte man ja jedes Mädchen, das man kennenlernt, heiraten und jeder Mann mit einem spitzen Bärtchen wäre ein schlechter Kerl. Der Film ist logisch, weil er alles auf die einfachste Formel bringt. Das Leben aber ist kompliziert und unberechenbar. Im Film wäre jetzt der Messerschleuderer fällig, der mir einen Dolch durch das offene Fenster in den Rücken schmeißt. Im Leben ist es so, daß die Angelegenheit bereits erledigt ist. Daß sie mit einem Fragezeichen endet, ist nur ein Beweis für Ihre ungeheuere Realität. Denn wenn Sie recht bedenken, enden fast alle unsere Erlebnisse mit einem Fragezeichen."

„Fast alle. Und darauf kommt es an. Wenn es nach Ihnen ginge, würde überhaupt auf niemanden geschossen werden, würde überhaupt kein Mädchen heiraten und gäbe es überhaupt keine schlechten Kerle mit spitzen Bärten."

„O, Sie verstehen mich falsch. Ich meine ja nur, daß das Leben ohne planvolle Dramaturgie ist. Wenn mir ein Messer in den Rücken geschleudert wird, so bestimmt nicht dann, wenn es nach Ihren Berechnungen fällig ist, sondern zu einem beliebigen Zeitpunkt, wahrscheinlich, wenn es irgendeinem betrunkenen Matrosen gerade einfällt, mich mit einem Kollegen zu verwechseln, der ihm seine Braut weggeschnappt hat."

„Dann wäre das Leben überhaupt sinnlos, und daran glaube ich nicht."

„Sollen Sie auch gar nicht. Sie sollen nur erkennen, daß die Ereignisse im Augenblick des Erlebens keinen Sinn haben. Den Sinn erhalten sie immer erst, wenn sie vorbei sind."

„Zum Beispiel?" fragte Lotte spitz.

„Zum Beispiel, ich habe Sie gestern kennengelernt. Heute sitzen wir beisammen und reden gescheit, morgen vielleicht gehe ich auf irgendein Schiff und segle ab. Alles hat keinen Sinn. Aber ich denke ein ganzes Jahr an Sie. Ich werde ein anderer Mensch. Eine Krise in meinem Leben ist eingetreten. Ich habe mich von Grund auf gewandelt und das war der tiefere Sinn, den niemand ahnen konnte, als wir uns kennenlernten."

Lotte lachte spöttisch.

„Dann glaube ich noch lieber an den Messerschleuderer."

„O bitte", sagte er gekränkt, „ich habe ja nur ein Beispiel gewählt."

„Ein unwahrscheinliches."

Er schlug mit den Fingern gegen die Tischkante. „Nun ist's aber genug! Sie scheinen mir ja überhaupt keine tieferen Gefühle zuzutrauen!"

„Doch, doch. Aber keine Verwandlungskünste."

Er blickte sie streng an und murmelte: „Sie werden noch staunen . . ."

„Zur Sache", sagte Lotte, als hätte sie nichts gehört. „Was soll geschehen?"

„O Gott!" rief er klagend. „Dieser Quälgeist! Was soll geschehen! Nichts soll geschehen, hochverehrte Dame, nichts, nichts! Wir sind nicht neugierig auf Geschehnisse! Wir bitten höflich, aber energisch um Ruhe und Frieden! Viel Glück und Segen für Herrn Kilian, aber er soll uns verschonen! Wir sind nicht mehr gewillt!"

Lotte lachte ein wenig und lehnte sich in ihrem Stuhl zurück. Sie blickte in den Saal. Der Primas sah sie lächelnd über seine Geige hinweg an. Sie blickte durch ihn hindurch. Dann wandte sie sich an Leonhard.

„Sicherlich haben Sie recht. Warum sich um Dinge kümmern, die einen nichts angehen. Ich habe meine Pflicht getan. Eigentlich könnte man jetzt wirklich zur Tagesordnung übergehen."

„Ausgezeichnet. Um so mehr, als der Sinn Ihres Abenteuers mit Herrn Kilian bereits erfüllt ist."

„Kommen Sie schon wieder mit dem Sinn des Lebens?"

„Ich muß. Ich habe Sie doch kennengelernt."

„Das war der Sinn?"

„Ja. Beachten Sie bitte, wie exakt das Schicksal arbeitet. Es läßt mich einen Brief erhalten, den ich nicht begreife, führt mich in ein Kino, wo ich um ein Haar einschlafe, läßt mich meine Brieftasche verlieren, die mein gesamtes Vermögen enthält, und in dem Augenblick, wo ich weder ein noch aus weiß, läuft mir ein schönes Mädchen in den Weg und — jetzt kommt die Pointe — überreicht mir meine Brieftasche. Warum also mußte ich sie erst verlieren, wo ich sie doch eine Stunde später wieder erhalte? Ich werde es Ihnen sagen. Die Brieftasche war ein Requisit des Schicksals. Ebenso wie das Kino, das Haus in der Kaiserallee und der ehrenwerte Herr Kilian. Das alles ist nebensächlich. Es wäre höheren Orts lediglich beabsichtigt, uns zusammenzuführen. Diese Aktion ist nunmehr beendigt. Alles weitere liegt in ihren Händen."

„In meinen Händen. Natürlich! Das Schicksal hat plötzlich nichts mehr zu sagen, wie?"

„Jetzt nicht mehr. Es hat nur die Wege geebnet. Mehr kann es nicht tun."

„Ein komisches Schicksal ist das aber."

„Finde ich auch. Es geht aber noch viel weiter. Hören Sie. Von frühester Jugend an habe ich ein Ideal. Ich

meine, wenn man so auf der Wiese liegt und sich etwas wünscht."

„Das Häuschen auf dem Land, Hühner und Karnickel."

„Nein. Das ist doch nur der Rahmen. In den Rahmen hinein wünsche ich mir nämlich ein Geschöpf. Es sieht so aus." Er neigte sich etwas vor und blickte ihr ins Gesicht, mit einem Ausdruck, mit dem man etwa eine Landkarte studiert. Dann fuhr er bedächtig fort: „Also Haare natürlich schwarz. Augen —" Er kam noch näher, runzelte die Stirn und starrte ihr in die Augen: „Schwer zu erkennen. Wahrscheinlich grau —"

„Gott sei Dank", sagte Lotte erleichtert, „daß meine grün sind. Ich hatte schon Angst, Sie könnten mich meinen."

„Stimmt", sagte er befriedigt, „meine ich auch. Wen denn sonst"

„O weh", rief Lotte amüsiert, „ich fürchte, ich passe nicht in Ihren Karnickelrahmen."

„Abwarten. Zunächst einmal will ich Ihnen ja nur gewisse Machenschaften des Schicksals enthüllen. Nämlich, daß es gerade ausgerechnet die Frau meinen Weg kreuzen läßt —"

„— von der Sie schon in der Wiege geträumt haben. Wie könnte es auch anders sein?"

Er ertrug ihren Spott äußerst gelassen. „Ja", sagte er nachdenklich, „es ist merkwürdig. Als ich Sie sah, kannte ich Sie bereits. Zufall ist das nicht. Wissen Sie, was das ist?"

„Liebe auf den ersten Blick, natürlich", sagte Lotte spöttisch.

„Ein wahres Wort. Ja, sehen Sie, das ist es. Liebe auf den ersten Blick. Ich habe nie geglaubt, daß es so etwas gibt."

„Gibt es auch nicht", versetzte Lotte vergnügt.

Er sah sie herausfordernd an.

„O nein? Gibt es nicht? Wer sagt das?"

„Ich. Liebe auf den tausendsten Blick — vielleicht. Aber nicht auf den ersten."

„Interessant", sagte er aufmerksam. „Bei Frauen ist es vielleicht so."

Lotte lachte. „Keine Drehs, Verehrtester. Es ist bei Männern genau so. Man kann nicht jemanden lieben, den man nicht kennt."

„Aber ich sage Ihnen doch, daß ich Sie bereits kannte, als ich Sie zum erstenmal sah."

„Ich möchte nicht auf die Probe stellen, wie schlecht Sie mich kennen."

„Tun Sie's doch. Ich werde Ihnen Ihre geheimsten Gedanken offenbaren."

„Wie denke ich über Zigeunermusik?" fragte sie schnell.

Er antwortete ohne zu zögern: „Sie halten sie für ein ganz abscheuliches Gedudel."

Lotte hob etwas die Brauen. „Kunststück. Die Qualen, die ich leide, stehen mir sicherlich im Gesicht geschrieben."

„O pfui", sagte er beleidgt. „Sie gönnen mir keinen Erfolg."

„Wie denke ich über Männer?"

„Schlecht."

„Und über Frauen?"

„Noch schlechter."

„Alles falsch", lachte sie.

„Weiß ich" erwiderte er gelassen. „Ich habe verallgemeinert. Im Grunde sind Ihnen aber Männer lieber als Frauen."

„Das ist so allgemein weiblich, daß es fast selbstverständlich ist. Aber ich meine, wie muß ein Mann sein, daß ich Gefallen an ihm finde?"

„Er muß Sie lieben."

„Unsinn."

„Er muß Sie lieben, er muß gut zu Ihnen sein und Ihnen Respekt einflößen."

Lotte legte den Kopf auf die Seite. „Schon eher."

„Sie sind ein real denkender Mensch. Sie sind antiromantisch, schönheitsliebend und klar. Verstünde ich etwas von Musik, ich würde Ihnen sagen, was Sie am liebsten spielen. Wahrscheinlich Klassiker."

Lotte nickte. „Nun sagen Sie mir aber etwas anderes. Sie kennen mich doch so gut, behaupten Sie. Wie denke ich eigentlich über Sie?"

„O schlimm", rief er und fuhr mit der Hand durch die Luft. „Ich bin ein unseriöser Mensch, dem nicht über den Weg zu trauen ist."

„Kann schon sein."

„Aber es macht Ihnen nichts aus. Das ist das Wesentliche. Sie werden nämlich auch mit unseriösen Leuten fertig."

Lotte sah ihn amüsiert an. „Das ist das einzige, was wirklich stimmt. Sie erscheinen mir ungefährlich."

„Nicht nur ich. Ihnen kann überhaupt kein Mann gefährlich werden. Weil Sie niemals etwas tun, was nicht Ihr freier Wille ist."

„So sehe ich aus, meinen Sie?"

„Er nickte feierlich. „So sehen Sie aus und so sind Sie."

„Und dennoch Liebe auf den ersten Blick?"

„Nicht dennoch, sondern gerade darum. Ich sehe, Sie begreifen die Zusammenhänge immer noch nicht."

Plötzlich sagte Lotte: „Sie wissen doch, daß die Chancen eines Mannes immer geringer werden, je mehr er redet?"

Er seufzte heuchlerisch. „Leider. Aber es ist hoffnungsvoll, daß Sie mich rechtzeitig darauf aufmerksam machen."

Lotte sah zur Seite. „Das war ein Bumerang", sagte sie verdutzt.

„Nur ein kleiner", tröstete er. „Ich verspreche Ihnen auch, jetzt weniger zu reden."

„O bitte, reden Sie soviel Sie wollen."

„Nein, Sie haben schon recht. Ich rede viel zuviel. Sie sehen, wie wenig routiniert ich bin."

Lotte betrachtete ihn aufmerksam, sie sah ihm genau in die Augen. Leonhard hatte ein kleines Lächeln um die Lippen, das plötzlich erstarrte. Er rührte sich nicht. Ein roter Nebel verhüllte seinen Blick, die Musik setzte jäh aus und nur das Blut schlug in seinen Ohren. Einen Herzschlag lang fühlte er, wie er verging in dem lockenden Licht ihrer Augen.

Ihre Stimme rief ihn zurück. Sie war ruhig und klang tief wie dunkle Glocken.

„Ich glaube an Sprichwörter", sagte sie, „weil sie die ganze Weisheit des Volkes enthalten. Ich glaube wirklich, daß stille Wasser tief sind und daß bellende Hunde nicht beißen. Eine so herausfordernde Persönlichkeit wie Sie muß die Seele eines arglosen Knaben haben. Anders könnte ich Sie mir gar nicht denken."

Er sah auf ihren Mund. Es war ohne Bedeutung, was sie sprach. In diesem Augenblick sah er nur ihre hochgeschwungenen blutvollen Lippen. Er hob nicht den Blick. Er sagte:

„Es kommt ja nur darauf an, ob Sie den Mut haben, einen so arglosen Knaben wie mich auf die Probe zu stellen."

Sie öffnete die Lippen zu einer Antwort. Aber dann griff sie plötzlich nach der Zuckerzange, betrachtet sie aufmerksam und drückte sie einigemal zusammen. Auch Leonhard sah auf das Instrument in ihrer Hand. Dann legte sie es behutsam hin. Sie hob den Blick und lächelte. Sie erschien ihm mit einemmal wie zauberhaft versponnen in ferne, unwirkliche Traumgebilde. Und dann gab sie ihm Antwort.

Sie sagte jetzt wieder unter dem Schutz ihrer gesenkten Wimpern:

„Vielleicht kommt es gar nicht darauf an, ob ich den Mut habe, Sie auf die Probe zu stellen. Vielleicht kommt es nur darauf an, ob Sie den Mut haben?"

Er fühlte ihre heiße, schmale Hand und schloß sie in seine Faust.

Lotte stand schnell auf. „Ich muß gehen."

Er starrte sie fassungslos an.

Sie deutete auf ihre Armbanduhr: „Dienst", sagte sie lächelnd.

„Wann sehe ich Sie?" fragte er verzweifelt.

Wiederum senkte sie die langen, samtschwarzen Wimpern. „Nach Schluß der Vorstellung, wenn Sie wollen", sagte sie wie beiläufig.

„Ich erwarte Sie vor dem Kino!"

Sie nickte nur ein wenig mit abgewendetem Kopf und verließ ihn ohne weiteren Blick.

Er ließ sich wieder in den Sessel fallen. Er sah tanzende Paare, gepuderte Frauen, glitzernde Lichter.

Wie arm, dachte er, alles dies, wie arm!

Etwas sang in ihm. Er schwebte über der Erde.

(Fortsetzung folgt.)

Handwerksbursch in Venedig.

Erzählung um Richard Wagner.

Von Gustav Renker.

Er war struppig, eisgrau und wenig gewaschen. Und noch immer Handwerksbursch, zumindest nannte er sich so und trug Ausweispapiere bei sich, die auf den Tischlerberuf Bezug hatten. Er grüßte das ehrbare Handwerk und schnorrte dann um etwas Kleingeld. Sein Alter schützte ihn davor, wirklich zur Arbeit aufgefordert zu werden, die er wahrscheinlich nicht mehr verstanden hätte. Er war Landstörzer, Tippelkunde und nannte sich Peter Sträuble. Und vielleicht war das sogar sein richtiger Name.

Er hatte sich mir vorgestellt wie ein gewandter Salonlöwe, als ich im Bergwirtshaus an seinem Tisch Platz nahm. Und als er das von mir gespendete Glas Bier an den Mund führte, sagte er: „Ich gestatte mir, dem Herrn die Blume zu bringen." Die Formel mag er von Studenten aufgeschnappt haben, welche den alten Kauz spaßeshalber an ihre Kneiptafel gerufen hatten. Er begann zu erzählen: von Deutschland, der Schweiz, Frankreich — eben war er auf dem Zwischendeck eines Dampfers von Marseille nach Algier, als das Grammophon losschmetterte.

Ein greulicher Kasten, aus dem ein Jodelverein ein anspruchsloses Lied gröhlte. Peter Sträuble rief die Kellnerin heran, tätschelte sie wohlwollend über den fetten Arm und fragte dann, ob das Wirtshaus auch eine Platte von Wagner habe. Die Kellnerin schüttelte verständnislos den Kopf, nannte den Alten einen verrückten Hallodri und ging wieder zum Schanktisch.

„Schade, schade!" murmelte Sträuble und trank sein Glas leer.

Wie er zu Wagner käme, fragte ich. Und ob er etwa beim Durchtippeln großer Städte in seinem luftigen Kostüm einen Logenplatz bei Wagneraufführungen belege?

Er überhörte den Spott. „Zur Arbeit tauge ich nicht. Mit nichts verludert man mehr Zeit als mit der Arbeit. Wenn ich wo zuspreche, und man sagt mir, es sei Arbeit für mich da, dann sehe ich zu, daß ich mich rechtzeitig drücke. Hab jetzt keine Zeit, komme in zwei Tagen wieder. Natürlich komme ich dann nicht."

Was das mit Wagner zu tun habe?

Er schielte nach dem leeren Glas, und ich verstand. „Dem Herrn Wagner habe ich eine Arbeit versprochen und — habe mein Versprechen gehalten."

Ein Landstreicher, der Richard Wagner gekannt hatte!

Ein frisches Glas stand vor ihm. „Vor vielen Jahren — ich war damals ein junger Bursch und nichts anderes als heute. Wandern, die Welt sehen! Wäre ich unter anderen Verhältnissen zur Welt gekommen, so wäre ich wahrscheinlich ein großer Forschungsreisender geworden. Nun aber hatte ich das Tischlerhandwerk gelernt und konnte ihm keinen Geschmack abgewinnen." Er drückte sich wirklich so aus, sprach überhaupt in wohlgesetzter, guter Rede. „Zum ersten Male tippelte ich durch Italien, vorderhand durch den Norden. Nach Süden, bis Sizilien, bin ich erst später gekommen. In Mestre stand ich lange am Ufer und blickte über die Lagune. Endlich nahm mich ein gutmütiger Frachtschiffer nach Venedig hinüber. Da war ich also! Aber Gondelfahren wie die reichen Fremden konnte ich nicht, dazu langte es nicht. Also hinten herum, durch die kleinen, engen Gassen, über geschwungene Brücken, entlang den dunklen Kanälen. Ein Gewirr von Straßen — man kennt sich nicht aus und läuft kreuz und quer in die Irre. Ich wollte zur Piazza San Marco und war plötzlich ganz wo anders. In einer Sackgasse, die mit einem schmiedeeisernen Tor abschloß.

Und im Garten stand e r — ich erkannte ihn sofort. Man liest doch seine Zeitungen und weiß, wie Richard Wagner aussieht. Nun entsann ich mich auch, gelesen zu haben, daß er zur Zeit in Venedig im Palazzo Vendramin lebe. Das war also der Palazzo, dessen Front auf den Canale hinausgeht, und nun wußte ich, wohin ich mich verlaufen hatte.

Ich klinkte die Tür auf, sie war nicht verschlossen. Ein deutscher Musiker, dachte ich, wird wohl einem deutschen Tippelkunden ein paar Centesimi schenken. „Gott grüße das ehrbare Handwerk!"

Der Herr Wagner freute sich. Er wußte sogar den Gegengruß. „Ist löblich", sagte er und lachte, „aber Tischler bin ich nicht." Aus meinem Handwerkszeug, das aus dem Tornister hervorguckte, hatte er sogleich los, was ich sei.

Er trug einen Schlafrock aus Samt und das Barett auf dem Kopf — so wie man ihn auf Bildern sieht. In der Hand hielt er ein Starenhäuschen. „Das soll an diesen Baum kommen, aber ich bin zu ungeschickt. In diesem Lande liebt man die Vögel nur in gebratenem Zustande; ihnen Unterkunft zu geben, daran denkt niemand."

„S' ist wahr, Herr Wagner", entgegnete ich. „Es ist abscheulich, wie sie hier die kleinen Vögel in Netzen fangen."

Er war wohl gewohnt, erkannt zu werden, denn er tat gar nicht erstaunt, als ich ihn beim Namen nannte.

„In der Nähe von Mailand", fuhr ich fort, „habe ich in einem Gebüsche ein Netz voll zappelnder Vögel gefunden und habe sie, einen nach dem andern, befreit. Ich war so beschäftigt mit dieser Arbeit, daß ich gar nicht merkte, wie sich der Netzsteller mit seinem Knechte nahte. Die Prügel, die ich von den beiden kriegte, spüre ich noch heute."

„Da will ich Sie doch entschädigen. Aber wenn ich Ihnen raten darf: Vertrinken Sie dieses Geld in der Osteria romana an der Piazza. Dort bekommen Sie den besten Chianti in Venedig. Und hören Sie: kommen Sie übermorgen wieder vorbei. Da können Sie mir einige Vogelkästen tischlern, und auch sonst gibt's Arbeit im Hause. Heut und morgen habe ich keine Zeit, übermorgen will ich Ihnen dann Anweisungen geben, wo die Kästlein anzubringen sind."

Natürlich sagte ich ja — wenn man fünf Lire geschenkt kriegt, muß man auch Dinge versprechen, die man nicht zu halten gedenkt. Er gab mir die Hand — ja, Richard Wagner hat mir die Hand gegeben, und ich trollte mich. Guckte mir Venedig an, trank in der Osteria romana den Chianti und fand einen guten Mann, der mich in seiner Barke zum Lido hinüberführte. Dort lag ich tagelang im Sand und in der Sonne, die hier im Februar schon wunderstark war, und hörte nichts von der Welt. Denn der Lido war damals eine unbekannte Sandinsel, nur von einigen Fischern bewohnt.

Kam schlechtes Wetter, die Bora blies, es regnete und wurde ungemütlich. So kam ich wieder nach Venedig, strolchte durch die Straßen, um eine Überfahrt nach Mestre zu finden, und kam, ohne es zu wollen, wieder in die Sackgasse mit dem Garten des Palazzo Vendramin. Anders war es als vor einigen Tagen. Mensch an Mensch, dicht gedrängt, ganz still, nur leises flüsterndes Sprechen und das Rauschen der Regentropfen auf den Schirmen.

Ich hätte ihn gerne gesehen, selbst auf die Gefahr hin, wirklich arbeiten zu müssen. S' ist doch etwas fürs Leben, einen solchen Mann zu sehen und zu sprechen. Ich drängte mich also durch die Menge und wurde am Gartentor von zwei Polizisten aufgehalten. Einer sprach etwas Deutsch; niemand dürfe herein, streng abgesperrt.

Oho, dachte ich mir aus reiner Widersetzlichkeit — ich bin immer so gegen Polizisten und Landjäger. Möchte doch sehen, wessen Wort mehr gilt: das Richard Wagners oder das eines Venezianer Polypen.

„Bin hierherbestellt — Arbeit."

„Va bene", sagte er und ließ mich durch. Da stand ich wieder im Garten, und richtig, unter dem Baum lag das Nistkästchen. Ich kümmerte mich nicht um die Leute und um den Regen, kletterte auf den Baum und begann, das Kästlein anzunageln. Auf einmal stand ein Herr unter dem Baum — später habe ich gehört, daß es ein Herr Groß aus Bayreuth war, und fragte mich, ob ich verrückt geworden sei, hier zu hämmern und zu klopfen.

„Verrückt nicht, lieber Herr. Aber Herr Wagner hat mich vor einigen Tagen beauftragt, herzukommen und Vogelkästen an den Bäumen zu befestigen. Auch sonst gäbe es allerlei Arbeit, sagte er. Rufen Sie ihn nur heraus und sagen Sie ihm, der deutsche Handwerksbursch sei da."

„Guter Freund", sagte Herr Groß traurig, „Richard Wagner kann nicht herauskommen. Er ist vor zwei Tagen gestorben." —

Ich bin fast vom Baum gefallen vor Schreck . . ."

Er schwieg. Ich fühlte, daß er diesen matten Scherz gemacht habe, um über die Erschütterung hinwegzukommen, die heute noch, vierzig Jahre nach jenem Februartag 1883, in ihm wühlte.

„Er war tot", fuhr er dann leise fort. Der große Meister, der sich sogar um die armen gejagten Vögel gesorgt hatte. Tot! Ich saß auf dem Baume, und die Tränen kullerten mir über die Wangen. Und der Herr Groß unter dem Baume tupfte sich auch mit dem Sacktuch auf die Augen.

„Arbeiten Sie ruhig weiter", sagte er dann. „Die Vögel sollen nicht um ihr Asyl kommen, das ihnen der Meister zugedacht hat."

Er wollte mir Geld geben, aber ich sagte, Herr Wagner habe mich schon bezahlt. Ich befestigte also das Kästchen und fertigte dann aus einigen Brettern, die ich in einem Winkel des Gartens gefunden hatte, ein zweites an. Nach einer Stunde rief mich der Herr wieder: ich dürfe helfen, den Sarg in die Gondel heben. Mir fiel ein, daß der Meister gesagt hatte, auch sonst gäbe es allerhand Arbeit. Daß diese Arbeit darin bestehen würde, seine Leiche in die Gondel zu tragen!

Nun, ich half mit, so gut ich konnte. Es regnete in Strömen, als wir aus der Türe des Palazzo den Sarg trugen und in der Gondel verstauten. Der Canale war voll Schiffen; sie waren mit schwarzen Tüchern ausgeschlagen, und man hörte die Ruder kam, wenn sie ins Wasser tauchten. Wie ein Zug von Gespenstergondeln fuhren sie dann all dem Bahnhof zu. Ich sah ihnen nach, bis sie um die Krümmung des Canale entschwunden waren.

Noch ein Nistkästchen fertigte ich an; jetzt konnte ich hämmern und klopfen wie ich wollte. Das Haus war leer — ein Fensterflügel klappte oben im Wind, fort und hölzern wie eine gesprungene Glocke.

Nach Jahren war ich wieder in Venedig und ging zum Vendramingarten. Meine Nistkästchen hingen noch an den Bäumen, aber sie waren verwahrlost und teilweise zerfallen."

Halali in Schwabing.

Humoreske von Wilhelm Anffermann.

„Kannst du schießen?" fragte mich kürzlich der Maler Vogt, als ich ihn am Tisch der „Blauen Distel" traf.

„Selbstverständlich." — „Auch mit Schrot?"

„Mit Schrot oder Kugel, das bleibt sich gleich. Nur schieße ich grundsätzlich auf kein ahnungsloses Tier."

„Das brauchst du auch nicht."

„Worauf soll ich denn schießen?"

Er flüsterte leise: „Ich bin mit der Miete arg im Rückstand, und wenn ich bis zum Ersten nicht zahle, setzt mich der Hauswirt glatt an die Luft."

„Entsetzlich! Ich soll ihn umbringen?"

„Unsinn laß mich aussprechen! Ich habe nichts mehr, was ich entbehren könnte, außer einem alten Bauernschrank. Ein betagtes Familienmöbel mit bunter Schmuckmalerei, von dem ich mich aber nur höchst ungern trenne. Doch es muß sein. Ich will ihn verkaufen."

„Nun, und?"

„Der Schrank sieht zu neu aus. Der Kunsthändler bringt ihn ohne Wurmstiche nicht weiter."

„Verstehe. Ich soll mit Schrot den Holzwurm hineinpulvern."

„Sehr richtig. Es ist zwar ein alter französischer Trick, hat sich aber stets erfolgreich bewährt."

„Warum besorgst du das nicht selbst?"

„Kann ich nicht. Der Schrank ist mir ans Herz gewachsen. Ich zittere, wenn ich daran denke. Wie sollte ich da weidgerecht zielen können?"

„Also gut. Wird gemacht." —

Pünktlich war ich auf seiner Bude. Es fanden sich noch andere vertraute Jagdgäste ein. Der Bildhauer Krieger überreichte mir selbstlos einen mächtigen Schießprügel, und der Schauspieler Weigert, unser lieber „blauer Gustl", warf sich in die Brust und trug vor: „Ich sehe nichts als Schutt um mich." Es herrschte eine feierliche Stimmung.

Auch die kleine Erika erschien, die ich seit langem vergeblich verehre. Als ich den Schießprügel lud, band sie sich ihren Schal um die Öhrchen und warf mir bewundernde Blicke ins Herz. Vogt machte aus einem Zeichenblatt eine Trompete: „Erika, du mußt das Hifthorn blasen. Das bringt dem Schützen Glück."

Und die Jagd begann.

Mit Horrido wurde der schwere Schrank in die entlegenste Ecke geschoben. Wegen der größeren Schrotstreuung. Dann stellte ich mich ans andere Ende, kniff ein Auge zu, zielte und wartete.

Erika stieß ihr Tönchen ins Hifthorn.

Ich drückte ab.

Ein lauter Donnerschlag rollte gewitterähnlich durchs Atelier. Schwer pumperte der Schrank gegen die Wand.

„Blattschuß in die Tür!" triumphierte Krieger.

„Weidmannsheil!" erscholl es im Chor. Nur Erika schwieg und senkte errötend die Augen.

„Weidmanns Dank!"

Der Schrank wurde umgedreht.

Als sich der Pulverdampf verzog, gab Erika nochmals das Zeichen zum Abschuß. Und diesmal traf ich den Schrank in die Blume. Es roch nach Schwefel wie in der Hölle.

Sechsmal nahm ich ihn aufs Korn. Vorne, hinten, links und rechts. Wir legten ihn auf den Bauch und auf den Rücken. Er alterte zusehends um Jahrhunderte, denn ich schoß wirklich gut. Ich dachte immer an Erika. Seit die Welt besteht, haben Holzwürmer kein größeres Unheil angestiftet. Der Kunsthändler würde zufrieden sein.

Mit Tränen des Leids und der Freude drückte mir Vogt die Hand: „Teurer Freund, das werde ich dir nie vergessen!" Erika schloß ihre braunen Augen und gab mir einen Kuß. Das sollte den Tannenbruch ersetzen. Es war wirklich wunderbar.

„Nun ist's aber gut", meinte der blaue Gustl. „Die Freuden der Liebe erzeugen nur Leiden", deklamierte er ausdrucksvoll, „darum küßt euch nicht, Kinder! Laßt uns lieber das Jagdmahl einnehmen!"

Wir küßten uns aber trotzdem recht lange und innig wie im Forst. Denn wir hatten uns endlich gefunden. Unterdessen verzehrten die Kumpane siebzehn Heringe und sangen fröhliche Weidmannslieder. Die Schwabinger Sonne warf schimmernde Lichtkringel ins Atelier, sie sahen aus wie lauter schöne, blanke Fünfmarkstücke.

„Hoffentlich ist kein Schuß steckgeblieben", mißtraute plötzlich der Maler Vogt und trat an den Schrank. Aber ich wußte genau, daß jedes Schrotkorn wie Beelzebub durchs Holz gegangen war.

Und ich hatte recht.

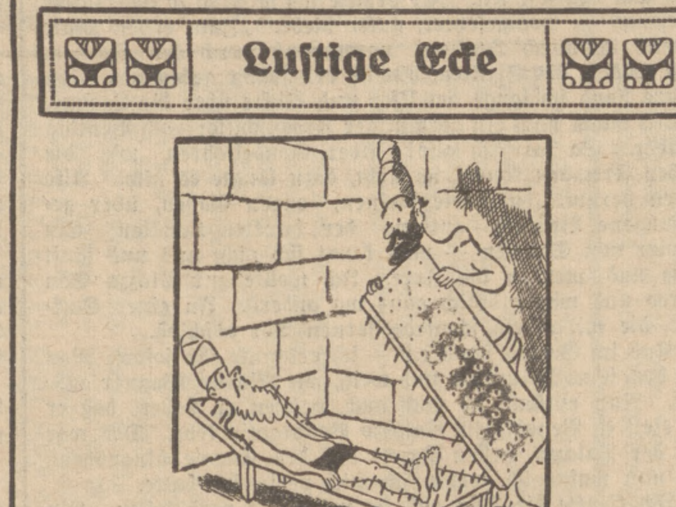
Als Vogt die Schranktür öffnete, wankten ihm die Knie. Ein weher Schrei gurgelte aus seiner Kehle und zerriß uns fast das Herz. Er hatte vergessen, seinen Rock herauszunehmen. Es war sein einziges Kleidungsstück dieser Art.

Nun steht seit Samstag der schöne Schrank im Antiquitätenladen. „Leider hat ihm der Holzwurm arg zugesetzt", versichert der Händler mit gutgespieltem Bedauern, „übrigens ein untrügliches Zeichen seines Alters."

Die Kunden nicken verständnisvoll.

Dann und wann pendelt draußen ein langhaariger Maler vorbei und wirft wehmütige Blicke ins Schaufenster. Er trägt einen Rock aus dem Dreißigjährigen Krieg. Wir in Schwabing achten ihn darob nicht geringer.

Lustige Ecke



Das Oberbett des Fakirs.

Verantwortlicher Redakteur Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.